

Johannes Friedrich als Führer der alkatholischen Bewegung

Autor(en): **Hacker, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue
internationale de théologie**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-403919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johannes Friedrich als Führer der altkatholischen Bewegung.

Wer je den Beweggründen, die zur Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit geführt haben, und den Begleiterscheinungen, unter denen dieser Schulmeinung der Stempel einer überall, allezeit und von allen geglaubten Lehre in der katholischen Kirche aufgedrückt wurde, nachgehen will, wird das Tagebuch und die Geschichte des vatikanischen Konzils von Johannes Friedrich zur Grundlage seines Studiums machen müssen. Und wer sich dabei über die Bedeutung jenes Mannes klar geworden, dessen Name und Weltruf als Kirchengeschichtsforscher den deutschen Bischöfen der Minderheit ursprünglich den Mut gab, die Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit zurückzuweisen, bis sie, zu schwach, als Opfer ihrer Überzeugung die Folgen auf sich zu nehmen, einer um den andern sich von der erkannten Wahrheit und ihrem Lehrer zurückzogen, der wird gerne nach dem Buche greifen, das „Ignaz Döllinger“ benannt, von Johannes Friedrich dem väterlichen Freund und Lehrer geweiht ist.

Aber nicht der Gelehrte und Forscher Friedrich ¹⁾ soll hier gewürdigt werden, sondern der Mann des Volkes, der Führer

¹⁾ Johannes Friedrich ist geboren am 5. Mai 1836 zu Poxdorf in Oberfranken, 1859 empfing er die Priesterweihe. Im Wintersemester 1859/1860 kam Friedrich, der seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium und dem Lyzeum in Bamberg erlangt hatte, durch die Empfehlung Erzbischofs Deinlein von Bamberg nach München zu Döllinger. Dort bereitete er sich auf seine Doktorarbeit über «Johann Wessel» vor. Nachdem er einige Zeit als Kaplan zu Marktscheinfeld (Mittelfranken) in der Seelsorge tätig gewesen war, liess er sich 1862 als Lehrer an der Universität München nieder, 1865 wurde er dortselbst ausserordentlicher Professor der Theologie und Diözesangeistlicher von München.

der altkatholischen Bewegung. Und je mehr man den Spuren Friedrichs, insbesondere in den Werdejahren des Altkatholizismus nachgeht, um so deutlicher hebt sich die Pflicht heraus, die ungezählten, mühsamen, ja mitunter nicht einmal gefahrlosen Wege und Schritte auf der Geschichtskarte des Altkatholizismus einzutragen, die ihn fast nach allen Orten Süddeutschlands führten, an denen je einmal altkatholische Gemeinden bestanden oder heute noch bestehen — sei es, um dort den ersten altkatholischen Gottesdienst zu halten, einen der altkatholischen Überzeugung Treugebliebenen zur letzten Ruhe zu segnen oder ein Kindlein zu taufen, dessen Eltern nicht wollten, dass es durch die erste an ihm vorgenommene kirchliche Handlung für eine Anschauung in Beschlag genommen wurde, die sie selbst nicht als katholisch ansehen konnten, sei es, um durch seine zündenden, von heiliger Überzeugungstreue getragenen Reden die Freunde der Wahrheit mit sich fortzureissen.

Überzeugungstreue! Das ist das Wort, das am Beginn der altkatholischen Tätigkeit Friedrichs steht und das er, wie sein letzter Wille bekundet, mit ins Grab genommen hat.

„Welch eine prächtige Gelegenheit, hinter den Kulissen stehend, ein weltgeschichtliches Drama (hoffentlich weder Komödie noch Tragödie!) aufgeführt zu sehen!“ So hatte am 25. September 1869 Professor Döllinger an den jungen, eben in Trient zu Studien über das tridentinische Konzil weilenden Theologen Friedrich geschrieben, als er ihn aufforderte, der Einladung des Kardinals Hohenlohe, mit ihm zum vatikanischen Konzil zu reisen, Folge zu leisten.

Friedrich konnte nach seinen Wahrnehmungen, die er in seinem „Tagebuch“ niedergeschrieben hat, in dem vatikanischen Konzil nicht das grosse weltgeschichtliche Drama erkennen. Das Stehen hinter den Kulissen hatte ihm eine recht traurige Komödie gezeigt. Und als darum auch ihm zugemutet wurde, die Beschlüsse dieses Konzils als Äusserungen des hl. Geistes anzuerkennen, da bäumte sich in ihm gleich wie in seinem grossen Meister Döllinger der Christ, der Geschichtsforscher, der Staatsbürger auf, und er bat, Erzbischof Scherr von München möge ihm doch Mittel und Wege angeben, wie er über zwei schwere Bedenken: den geleisteten Eid auf das Tridentinum und den andern auf die bayrische Verfassung

hinwegkomme, ohne sich den Vorwurf machen zu müssen, zwei feierlich geleistete Eide verletzt zu haben. Die vom Ordinariat München-Freising gewordene Antwort, „seine Furcht sei ganz unbegründet, wovon sich der Herr Professor Friedrich bei unbefangener Prüfung der Sachlage überzeugen könne“, mutete Friedrich so kindlich an, dass er am 15. März 1871 zurückschrieb, er könne zu keinem anderen Resultate gelangen und sehe mit vollster Gewissensruhe den etwaigen Entschliessungen Ihrer Exzellenz entgegen. Friedrich wusste, dass dieses nichts anderes als seine *Exkommunikation* bedeutete. Der Bannstrahl zuckte am 18. April 1871 über seinem Haupte; aber er zerschmetterte nicht, er entzündete in dem jungen Priester erst recht das Feuer der Begeisterung und der Furchtlosigkeit.

Als darum im Juni 1871 der Universitätsprofessor Dr. Zenger in München, der das Dogma der Unfehlbarkeit nicht angenommen hatte, zu Tode erkrankt war und die Franziskaner, die um die Spendung der Sterbesakramente angegangen worden, erklärten, nicht kommen zu dürfen, ehe der Kranke nicht seinen Widerspruch gegen die Unfehlbarkeit des Papstes aufgegeben habe, da fuhr Professor Friedrich kurzerhand nach Mering bei Augsburg, holte bei Pfarrer Renftle die hl. Wegzehrung und das Krankenöl und gab dem überzeugungstreuen Sterbenden den letzten Trost. Nach seinem Hinscheiden segnete ihn Friedrich ins Grab.

Zum zweiten Male zeigte sich der junge Professor als Mann des raschen Entschlusses, da er ein Münchener Brautpaar, dem von dem Pfarrer Westermeier von St. Peter wegen der altkatholischen Gesinnung des Bräutigams die kirchliche Trauung versagt worden war, in der vom Stadtmagistrat überlassenen Nikolaikirche auf dem Gasteig einsegnete, ohne sich um die über ihn verhängte Exkommunikation zu kümmern.

Solche Fälle, die sich ähnlich jeden Tag wiederholen konnten, mussten einem Manne, der auf dem Boden der nüchternen Wirklichkeit stand, die Einrichtung einer geordneten Seelsorge als zwingend notwendig erscheinen lassen. Darum ist er denn auch auf dem ersten Altkatholiken-Kongress in München (22.—24. September 1871) mit Wärme für den Antrag Schulte eingetreten, der baldmöglichste Errichtung von Seelsorgestellen und die Inanspruchnahme fremder Bischöfe (statt der versagenden deutschen) vorsah.

Hier zeigt sich bei aller Gesinnungsverwandtschaft zwischen Döllinger und Friedrich der Unterschied der Anschauung, da es gilt, den Gedanken in die Tat umzusetzen. Der Akademiker Döllinger wollte ursprünglich nichts wissen von altkatholischen Gemeindebildungen, die Altkatholiken sollten in den bisherigen katholischen Gemeinden das Salz bleiben und bilden, das den Geist der andern durchdringe. Das war freilich theoretisch schön gedacht, aber es wäre praktisch der Tod der altkatholischen Bewegung geworden, die Altkatholiken wären von dem Empfang der Sakramente ein für allemal ausgeschlossen gewesen. Wenn das religiöse Sehnen nach dem Empfang gedrängt hätte, den konnte man so lange mit Verweigerung quälen, bis er sich dem Unfehlbarkeitsdogma unterworfen und damit aufgehört hätte, Altkatholik zu sein. Und wem nichts an den religiösen Gnadenmitteln gelegen, wer mehr aus Gründen religiöser Verneinung oder Gleichgiltigkeit mitgelaufen, der hätte so wenig in den bestehenden Gemeinden das vor religiöser Fäulnis bewahrende Salz bleiben können, wie er sich später in den altkatholischen Gemeinden hierfür eignete.

Aus dieser Erkenntnis heraus gab es für Friedrich keinen Augenblick einen Zweifel, dass der Altkatholizismus Gemeinden haben musste, wenn er leben wollte. Das einfache Sätzchen Friedrichs: „Ich habe, seitdem unsere Bewegung im Gange ist, Gelegenheit gehabt, praktisch tätig zu sein“, dieser nüchterne Gedanke hat die Kartenhäuser der Theorie über den Haufen geworfen. Und praktisch tätig ist Friedrich geblieben. Seit Oktober 1871 hat er im Verein mit Professor Messmer in der Gasteigkirche regelmässig für die Altkatholiken Gottesdienste gehalten, was freilich das Ordinariat München veranlasste, gegen diese „sakrilegischen“ Funktionen Friedrichs, wie sich das Schreiben ausdrückte, bei der Regierung Beschwerde einzureichen.

Neben der seelsorgerlichen Betätigung in München ward aber Friedrich auch vielfach nach auswärts gerufen. Am 12. Oktober 1871 starb in Kempten der Staatsanwalt Hurth. Natürlich wurde ihm als Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas von der katholischen Pfarrgeistlichkeit das kirchliche Begräbnis versagt; da war es wieder Friedrich, der mit Pfarrer Renftle die Trauerfeier vornahm. Ein Brief vom 16. Dezember an den Vorstand von Kempten beginnt: „Ehe ich nach Nürnberg ab-

reishe.“ Ein solcher vom 20. Dezember handelt von der Besetzung der Gemeinde Kempten mit einem Seelsorger. Er ist geradezu klassisch für Friedrichs Seelsorgeeifer; Kempten muss einen Pfarrer haben, Thürlings könnte dahin gehen, aber er ist eigentlich für München ausersehen, und Friedrich könnte die Hilfe so notwendig brauchen; trotzdem schreibt er: „Allein ich weiss Ihre Lage in und um Kempten und die Bedeutung Ihrer Stadt zu würdigen und will lieber die Last hier, welche in jüngster Zeit sehr bedeutend wurde, da alles auf mir liegt, noch einige Zeit weiter tragen.“ Ja, nicht genug; in einer Nachschrift bietet er sich auch noch an: wenn bis zur Besetzung der Pfarrstelle eine geistliche Hilfe notwendig wäre, würde sie von München, d. h. natürlich von ihm, bereitwillig und unentgeltlich geleistet. Aus einem andern Briefe ist ersichtlich, dass er am zweiten Weihnachtsfeiertage zu einem schwer erkrankten Bürger nach Amberg fuhr, zu dessen Beerdigung er am 2. Januar 1872 neuerdings dorthin musste.

Es sind keine Aufsehen erregenden Ereignisse, die in diesen Friedrich-Briefen des Archives der altkatholischen Gemeinde Kempten gemeldet werden, aber sie sind in ihrer auf eine so knappe Spanne Zeit zusammengedrängten Folge ausserordentlich bezeichnend für den priesterlichen Eifer des Mannes. Sicher sind Briefe dieser Art gar viele an die Vorstände der bayrischen und süddeutschen Gemeinden in jenen Jahren hinausgegangen.

Friedrich hatte sich bereits im Vorjahre auf dem ersten Altkatholiken-Kongress in München für die Inanspruchnahme fremder Bischöfe eingesetzt, nachdem die deutschen versagt hatten. Was Wunder, dass die Julitage 1872 für ihn Tage von besonderer Weihe waren; hatte man es doch erreicht, dass Erzbischof Loos von Utrecht nach Bayern kam, um in München, Kiefersfelden, Mering und Kempten die Firmung zu spenden. Und Friedrich war des Erzbischofs treuer Begleiter, überall assistierte er bei der feierlichen Pontifikalmesse und verlas die ins Deutsche übersetzte holländische Ansprache des Bischofs. Die Mühen und Verdienste Friedrichs um diese erhebenden Veranstaltungen lassen sich nur ahnen, in dem Tagebuch des Erzbischofs, das Pfarrer Renftle herausgegeben, wäre ihrer gedacht gewesen, aber der schlichte Friedrich beantragte die Streichung.¹⁾

¹⁾ Vgl. den Brief Renftles an Prof. Nippold: „Der romfreie Katholik“, 1913, S. 372.

Dem 1. Altkatholiken-Kongress in München folgte in den Tagen des 20.—22. September 1872 der 2. in Köln. Und hier war es, wo Friedrich seine zündende Rede in der 2. öffentlichen Versammlung hielt, die ihm den stürmischen Beifall der Teilnehmer und die wütesten Beschimpfung der Gegner einbrachte, die „Germania“ nannte ihn den verächtlichsten aller protest-katholischen Charaktere. Freilich hatte Friedrich in ein Wespennest gestochen, wenn er sich nicht bloss auf die theoretische Bekämpfung der päpstlichen Unfehlbarkeit beschränkte, sondern frank und frei bekannte, dass eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern längst notwendig gewesen wäre und nur durch das Papalsystem verhindert wurde. Man kann sich nach nahezu 50 Jahren kaum mehr so recht eine Vorstellung davon machen, was es hiess, als katholischer Priester in öffentlicher Versammlung von Missbräuchen im Ablasswesen, in der Heiligenverehrung, im Gebrauche der Skapuliere, der Medaillen usw. zu reden, die Forderung nach Einführung der Muttersprache beim Gottesdienste zu stellen, eine Reihe von religiösen Orden als überlebt, ja geradezu als schädlich zu bezeichnen und ihre Aufhebung zu fordern, nach dem Strahlenkranze des bischöflichen Amtes zu tasten und zu behaupten: nach altchristlichem Brauche sei die Spendung der Firmung kein Vorrecht des Bischofs, das könne jeder Priester — ja, zu sagen: ich bin derjenige, der sich gegen die Wahl eines Bischofes erklären wird, wenn nicht gleichzeitig auch die Rechte der Laien und des niederen Klerus festgestellt werden.

Aber nicht eitel Kritiksucht hatte den Redner geleitet, nicht nicht zerstören nur wollte er, das bewies er wohl am schönsten dadurch, dass er nach Hause ging und ein christ-katholisches Andachtsbuch verfasste, dem er den Namen gab: Gott meine einzige Hoffnung. Es erschien im Verlag L. Honers in Leipzig und ist leider sehr selten geworden. „Ich wollte“, sagt Friedrich im Vorwort, „die Gebete der Kirche, welche das Empfinden und Denken der ganzen christ-katholischen Gemeinde durch Jahrhunderte ihres Bestehens zum Ausdruck bringen, zum Gemeingut machen helfen . . . “. Die jetzige Form des katholischen Gottesdienstes sei eine Trennung des Priesters von der Gemeinde, so dass jedes nur für sich allein zu beten und zu handeln scheint, während doch das Ideal der christlichen Gemeinde gemeinsames Gebet und Handeln des Priesters und

der Gemeinde ist. Vollkommen könne dieses Ideal freilich erst erreicht werden, wenn die Muttersprache zugleich auch Kirchensprache sei. Vorerst müsse er sich begnügen, das Volk über die heiligen Kulthandlungen zu belehren, die liturgischen Gebete bei der heiligen Messe, dem übrigen Gottesdienste und der Sakramentsspendung ins Deutsche zu übertragen und vor allem den Vorunterricht über das heilige Messopfer in den Vordergrund zu stellen. In dem der Privatandacht geweihten 2. Teile bringt er vorwiegend eine Auswahl aus dem berühmten Gebetbuch des Bischofs Michael Sailer.

Die Grösse des Verdienstes, das sich Friedrich durch diese echt seelsorgerliche Tat erworben hat, läst sich am bestem bewerten aus dem Ärger, dem die gegnerische Presse in den Worten Luft machte, sie halte das Unternehmen buchhändlerisch für eine gute Spekulation, da, abgesehen von der Neugier, schon die Oppositionswut und der Korpsgeist ein paar tausend Exemplare verkaufen helfen werde. So schrieb der von Hülskamp herausgegebene „Literarische Handweiser“. Man wusste eben in dem Lager der Unfehlbaren nur zu gut, dass die altkatholische Bewegung in dem Masse an innerer Festigung gewann, als sich ihre Mitglieder religiös betätigten.

Seinen seelsorgerlichen Weitblick bekundete Friedrich aber auch in dem von ihm und dem Appellationsgerichtsrat Petri auf dem 2. Altkatholiken-Kongress in Köln eingebrachten Antrag: „Die allgemeine Einführung der obligatorischen Zivilehe . . . erklärt der Kongress für dringend notwendig.“ Die Verpflichtung, dass eine Ehe nur vor dem zuständigen Pfarrer geschlossen werden konnte, hatte für die altkatholischen Brautleute die grosse Schwierigkeit im Gefolge, dass sie bei der ungeklärten Stellung des Altkatholizismus in jenen Tagen mindestens ihre Erklärung vor dem römisch-katholischen Pfarrer abgeben mussten, selbst wenn sie sich von einem altkatholischen Geistlichen trauen lassen wollten. Dass dadurch der römischen Geistlichkeit ein billiges Mittel in die Hand gegeben war, auf die Brautleute einzuwirken, erhellt von selbst. Mit dem Tage aber, da diese Verpflichtung durch die Einführung der Zivilehe fiel, wurden die Altkatholiken frei und brauchten sich dieser demütigenden Stellung nicht mehr unterziehen. Friedrich hat in einem Aufsatz „Die obligatorische Zivilehe“ im Deutschen Merkur 1872 (S. 455 ff.) seine Anschauung vom Standpunkt

des Einzelgewissens und des Staatswohles begründet, die angeblichen religiösen Bedenken zurückgewiesen, ja geradezu aus religiösen Gründen die Zivilehe gefordert.

So verlockend es wäre, auf all die Vorträge und gottesdienstlichen Verrichtungen, die Friedrich im Jahre 1873 gehalten hat, genauer einzugehen, wir müssen es uns versagen, da wir ins Uferlose kämen; völlig übergehen dürfen wir sie nicht, und so sei kurz erwähnt, dass Friedrich ausser den noch in das Jahr 1872 fallenden Gottesdiensten und Seelsorgehandlungen in Simbach, Bayreuth und Tölz am 8. und 9. Februar 1873 im sog. Konzilssaal zu Konstanz sprach, am 19. März zu einer Taufe nach Aibling kam, am 29. d. M. im bayerischen Landesverein in München die Frage erörterte, warum die Wahl eines Bischofs nicht ein Schritt zur Sektenbildung sei, zwei Tage darauf in Würzburg, den nächsten in Schweinfurt und am 21. Juni in München redete. Nach der für Vorträge weniger geeigneten Sommerpause, die Friedrich statt dessen für seine wissenschaftlichen Arbeiten ausnützen musste, erscheint er erstmals wieder auf dem 3. Altkatholiken-Kongress in Konstanz (12.—14. September 1873), hält am 19. Oktober den ersten altkatholischen Gottesdienst in Regensburg, spricht am 21. Oktober in Straubing, hält am 26. d. M. den ersten Gottesdienst in Pforzheim mit anschliessendem Vortrag, predigt am 7. Dezember in Karlsruhe, am 8. in Offenburg und reicht ein paar Tage darauf schon wieder einem treuen Mitgliede in Weilheim in Oberbayern die Sterbesakramente. In Konstanz wurde gegen ihn und den mit ihm sprechenden Professor Michelis bei der Februarversammlung durch pfarramtliche Plakate, durch Flugblätter von Alban Stolz gearbeitet, und das „ultramontane“ Fränkische Volksblatt glaubte den Geschmack seiner Leser am besten zu erraten, wenn es über die Versammlung in Würzburg berichtete: „Zum Schlusse der Dult sind die in höherer Michelei machenden Commis Voyageurs Professor Friedrich und Reinkens hier eingetroffen und haben im Schranrensaal (vor etwa 800 Zuhörern! nach dem Berichterstatter im Deutschen Merkur 1873 S. 108) ihren alten Leierkasten ertönen lassen.“

Doch solche Angriffe vermochten einen Friedrich nicht irre zu machen, und die packende Rede, die er beim Kongress in Konstanz über den Unterschied zwischen den römischen Bischöfen, insbesondere ihrem Oberhaupte, auf der einen und

dem neugewählten altkatholischen Bischof auf der anderen Seite hielt, war eine ebenso unbarmherzige Anklage gegen Rom wie ein freudiges Bekenntnis zum Altkatholizismus.

Auch das Jahr 1874 sieht Friedrich wieder als Wanderapostel. Bald taucht er in Regensburg, dann wieder in Frankenthal, bald in Passau, dann in Mannheim, bald in Nürnberg und Erlangen, bald in Heidelberg auf. An der 1. Synode zu Bonn in den Tagen des 27. bis 29. Mai 1874 nimmt Friedrich persönlich teil (Mitglied der Synodalvertretung war er viele Jahre) und überbringt die Grüße Döllingers mit dessen ausdrücklicher Erklärung, dass er (Döllinger) mit der Abhaltung der Synode und den von ihr in Aussicht genommenen Reformen durchaus einverstanden und nur wegen seines hohen Alters und seiner Überladung mit mannigfachen Geschäften nicht persönlich erschienen sei.

Seine Stellungnahme zu der der Synode zur Beratung vorliegenden Frage über die Ohrenbeichte hatte Friedrich schon in einem Münchener Vortrag (unmittelbar vor der Synode) klargelegt, da er die Notwendigkeit betonte, den einzelnen und die Gemeinde wieder in unmittelbare Beziehung zu Gott zu setzen und das mechanische Formelwesen mit lebendigem Geiste wieder zu erfüllen.

Mit dem Beginn des Wintersemesters 1874 folgte Friedrich dem Ruf an die theologische Fakultät in Bern. Es fiel ihm nicht leicht, von München zu scheiden, und nur die Erkenntnis von dem grossen Werte des Zustandekommens der theologischen Fakultät in Bern und das Vertrauen, dass in München alles in guten Händen liege, bestimmte ihn zur Zusage. Das konnte ihn aber nicht hindern, nach 14 Tagen (am 22. November) schon wieder nach München zu fahren, um an der Versammlung des bayerischen Landesvereins teilzunehmen und den Gottesdienst im Gasteigkirchlein zu halten. Der Jubel, mit dem ihn seine Münchener nach so kurzer Abwesenheit wieder in ihrer Mitte begrüßten, ist begreiflich. Obwohl Friedrich in Bern grosses Ansehen genoss, obwohl, wie Professor Nippold in seinem Aufsatz „Ein Jahr aus dem Leben von Professor Friedrich“ (im 2. Jahrgang des „Romfreien Katholik“) schreibt, sich zu seinen Predigten und Vorträgen in Bern alles drängte, was geistiges Interesse hatte, — das Herz gehörte seinem Bayernland, seinem München; und so kommt es, dass er trotz der

beschwerlichen Winterreisen an den Januar-, Februar- und Märzversammlungen des bayerischen Landesvereins teilnahm und Vorträge hielt, die als Niederschlag der in der Schweiz gewonnenen Eindrücke und gemachten Studien besonderes Interesse verdienen, zugleich aber auch das Band des deutschen Altkatholizismus mit der schweizerischen Schwesterkirche inniger knüpften. So behandelte er am 2. Januar die Bedeutung der neuesten Vorgänge in England und in der Schweiz für die altkatholische Bewegung, am 13. Februar den Ultramontanismus zur Zeit des schweizerischen Sonderbundkrieges in den Vierziger Jahren, am 13. März des Professors Reusch Gutachten über das Verhalten der deutschen Bischöfe in der Frage des Mitgebrauches der katholischen Kirchen von seiten der Altkatholiken mit Beziehung auf Bern.

Fünf Jahre waren seit dem Einsetzen der altkatholischen Bewegung vorübergegangen, die Seelsorge war in geordnete Bahnen geleitet — in München wirkte seit 1873 Pfarrer Gatzemeier —, so konnte Friedrich, wie es seiner Stellung als Universitätsprofessor eigentlich ja nur entsprechend war, sich von der Seelsorge mehr zurückziehen; von einem Aufgeben war keine Rede. Tatsächlich hielt er auch im März 1876 Gottesdienst und Vortrag in Kempten, am weissen Sonntag in Straubing; auch in Mainz sprach er am 11. Juni 1876 über die Bestrebungen Roms, Deutschland in steter Uneinigkeit zu halten und über die Bedeutung des Altkatholizismus für den inneren Frieden. Vor allem aber riefen seine im Verein mit den Professoren Messmer und Huber in München gehaltenen Reden und Ansprachen zu jeder Altkatholiken-Versammlung eine grosse Zahl von Freunden und Gesinnungsgenossen. Friedrich behandelte aber auch immer ein anregendes Thema. Dass er dabei gerade ängstlich vorgegangen wäre, könnte nicht gesagt werden. Was er auf dem ersten Kölner Kongress als die vorranglichste Aufgabe hingestellt hatte, das hat er selbst, unbekümmert um persönliche Beschimpfungen, getreulich durchgeführt, den Kampf gegen den Ultramontanismus. Aber es geschah wahrhaftig nicht aus Freude an Kampf und Streit. Er erklärte wiederholt, dass er nur gezwungen den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufnahm. Sitzt er aber einmal im Sattel, dann reitet er unerschrocken auf den Gegner los, und die Späne fliegen. Die Angabe der Vortragsstoffe lässt mancherlei Schlüsse zu. So sprach er z. B. am 10. April 1875 über das römisch-

katholische Apostolat und seinen revolutionären Charakter, am 8. Januar 1876 über die Konkordate alter und neuer Zeit und die daraus erwachsene Vaterlandslosigkeit der Geistlichen, am 18. März 1876 über die unsittlichen Momente der ultramontanen Kampfweise, insbesondere deren Unwahrhaftigkeit. Auf diesen Ton ist zum Teil auch die Rede gestimmt, die er auf dem sechsten Altkatholiken-Kongress in Mainz (28. bis 30. September 1877) gehalten hat. Heute interessiert daran vor allem ein Wort, das wie Prophetenstimme klingt, das aber auch für die Geschichte der altkatholischen Bewegung von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Schon damals musste Friedrich sich beklagen, dass Regierungen und liberale Presse nicht das nötige Verständnis für den Altkatholizismus hätten. „Und warum?“ fragt er. „Einmal, weil wir katholisch geblieben sind, weil wir die Fahne der Religion hochgehalten haben; dann, weil wir noch nicht durch unsere Masse den Politikern imponieren. Aber bei einer geistigen Bewegung kommt es nie darauf an, ob ihr sofort die Masse zufällt, und zumal heute nicht, wo Glaubens- und Gewissensfreiheit die Geister nach den verschiedenen Richtungen auseinander führt.“ Und dann kommt das starke Manneswort der Überzeugung und bewussten Wahrheit: „Selbst wenn einzelne Männer und Gemeinden wieder von uns abfielen, selbst wenn nur ein kleines Häuflein festbliebe, könnte das uns nicht beirren.“¹⁾

Die Thronbesteigung des Papstes Leos XIII. im Jahre 1878 gab Friedrich Gelegenheit, in einer Münchener Versammlung auf Grund seiner hervorragenden Kenntnisse römischer Diplomatenkunst darzulegen, wie die feinere Art des Auftretens Leos XIII. durchaus keinen Systemwechsel bedeute, sondern lediglich dazu geeignet sei, der nicht römischen Christenheit Sand in die Augen zu streuen.

Als ein Wendepunkt im Leben Friedrichs wird häufig die 5. Synode 1878 genannt, auf der die Aufhebung der priesterlichen Zwangselohigkeit beschlossen wurde. Friedrich führte damals aus, seine Worte seien aller Wahrscheinlichkeit nach Abschiedsworte; er sei nicht gesonnen, in die Debatte einzugreifen, sondern er sei nur gekommen, um seine persönliche Stellung zu der Sache zu präzisieren . . . Es handle sich gar nicht um die

¹⁾ Deutscher Merkur, 1877, S. 329.

theoretische Frage, ob das Zölibatsgesetz gut sei, sondern um die praktische, ob man nicht in einer so ernsten Zeit von den Priestern, welche für eine Reform in der Kirche wirken wollten, verlangen müsse, das mit der Beobachtung des Gesetzes verbundene Opfer zu bringen.

Als die Aufhebung des Zwangszölibates mit überwiegender Stimmenmehrheit beschlossen wurde, gab Friedrich die Erklärung zu Protokoll, dass er sich von der altkatholischen Bewegung, soweit sie von Bonn aus geleitet werde, zurückziehe. Schon aus dieser Erklärung ist ersichtlich, dass Friedrich nicht grundsätzlich gegen die Aufhebung der priesterlichen Zwangsehelosigkeit war. Er hielt sie nur in der ersten Zeit des Kampfes und der einsetzenden Reform nicht für angezeigt. Er wollte einen Klerus haben, der entschlossen war, Opfer zu bringen und sich, unbekümmert um Familienverhältnisse in den Kampf werfen konnte. Auf dem *Kölner Kongress 1872* hatte er begründet, warum er nicht für die Aufnahme der Zölibatsaufhebung in die Beschlüsse war und mit den Worten geendet, die keinen Zweifel über seine Anschauung lassen: „Wenn einst, sei es nun durch die Rückkehr unserer Bischöfe oder durch Organisation unserer altkatholischen Gemeinden, die legalen Organe hergestellt sind, das heisst, wenn wir einmal Synoden haben, welche soweit berechtigt sind, etwa die Aufhebung des Zölibates auf die Tagesordnung zu setzen, dieselbe gar zu beschliessen: dann mag es geschehen, dann mag es sein. Ich sage mir: wenn der Zölibatszwang je aufgehoben wird, dann erst wird die Tugend des Zölibats im rechten Lichte erscheinen.“ Also grundsätzlich war Friedrich nicht für die Zwangsehelosigkeit der Geistlichen, er war sich nur darüber im Zweifel, ob die Synode zuständig, noch mehr, ob die Aufhebung in jenen Tagen nicht ein Schaden für die junge Bewegung war.

Friedrich hat sich schliesslich mit der Tatsache abgefunden. Jedenfalls hat er sich von der altkatholischen Bewegung nicht zurückgezogen, wie die folgenden Jahre seines Lebens beweisen. Aber der Glaube daran, der freilich in den Worten Friedrichs auf der 5. Synode Rückhalt finden konnte, ist nun einmal verbreitet, und so hat wohl auch der Schreiber in der „Vossischen Zeitung“ vom 21. August 1917 im guten Glauben gehandelt, wenn er berichtete, dass sich Friedrich 1878 infolge der Aufhebung des obligatorischen Priesterzölibates von der altkatholi-

sehen Bewegung zurückgezogen hätte. Um so stärker fordern Gerechtigkeit und geschichtliche Wahrheit, dass Friedrich und zwar der ganze Friedrich bis an sein Lebensende dorthin gestellt wird, wohin er sich selbst stellte, mitten in den Altkatholizismus hinein.

Schon das die Synode ablösende Jahr 1879 war dazu angetan, ihn neuerdings wieder so fest und so innig mit seinen alten Freunden zu verknüpfen, wie es eben nur gemeinsam erduldeten Verfolgung vermag. Ob seiner Stellungnahme gegen die vatikanischen Beschlüsse wurde Friedrich seit 1871, wie er selbst einmal sagt, von einer solchen Flut von Verleumdungen und Unwahrheiten aus allen Ecken und Enden überschüttet, die ihm zum Teil erst spät, zum Teil nie zu Gesichte kamen, dass es ihm einfach unmöglich war, zu antworten. Das machte die Gegner kühner, zumal er ein Jahr vorher mit einer Beleidigungsklage abgewiesen worden war, „weil keine Beleidigung vorliege und die Pressfreiheit solche Kritik erfordere“. Was sich aber Friedrichs Gegner unter einer solchen „berechtigten“ Kritik vorstellten, mag aus dem Artikel in der Nummer 62 der „Neuen Zeitung“ in Mainz entnommen werden, über den das Urteil ausführte, dass er eine solch leidenschaftliche, boshafte, eines gebildeten Mannes unwürdige Sprache führe, dass das grossherzogliche Gericht in Mainz den verantwortlichen Schriftleiter Markour zu hundert Mark Geldstrafe, zur Tragung der Kosten, zur Veröffentlichung des Urteils in der „Neuen Zeitung“ und zur Beschlagnahme der Nummer verurteilte.

Für das Lebensbild Friedrichs ist weniger die Tatsache, dass sein Gegner verurteilt wurde, beachtenswert als der angezogene Artikel selbst. (Vgl. Deutscher Merkur 1879, Seite 72.) Die blind wütende, alle Schranken des Wohlanstandes und der Liebe überschreitende Kampfweise macht so manches kräftige Wort Friedrichs in seinen Reden und Schriften verständlich, das uns Gegenwartsmenschen, die wir jener Kampfperiode entrückt sind, etwas gar zu scharf und kantig dünken möchte. In der Notwehr ist man selten ängstlich in der Wahl der Waffen.

Gewiss ging Friedrichs tadellose, lautere Gesinnung aus diesem Kampfe ebenso offensichtlich hervor wie aus anderen Pressfehden, aber er musste sehen, wie trotz alledem die Macht des Gegners wuchs, die Regierungen sich mit dem Katholizismus der neuen Form abfanden, treue Freunde wie Professor

Huber und Messmer erkrankten und starben. Zudem offenbarte sich ihm immer klarer, dass der Altkatholizismus neben dem Ultramontanismus einen nicht minder gefährlichen Gegner hatte in der *religiösen Gleichgültigkeit*, die tausend und abertausend Katholiken skrupellos mit dem grossen Haufen laufen liess, obgleich sie im Herzen anders dachten — in jener religiösen Gleichgültigkeit und Charakterschwäche, die aber auch manchmal innerhalb des Altkatholizismus selbst sich wie Strassenstaub auf die jungen Blüten legte und das Wachstum hemmte. Diese trübe Stimmung war es gewesen, die ihm gelegentlich der Anwesenheit Bischofs Reinkens 1879 in München das öffentliche Sprechen verleidet hatte, diese Erkenntnis war es, die in ihm bald darauf in einer Ansprache in Kempten um Ausdruck rang. Es war kein Zweifel: Friedrich, der begeisterte Priester, der treue Katholik alter Ordnung litt seelisch unter dem Werdegang des Altkatholizismus. Er bangte, aber er verzagte nicht, sein Vertrauen auf die Macht der Geschichte, auf das Walten der Vorsehung und den Geist der Wahrheit liess ihn, selbst wenn Wolken den Himmel verdüsterten, doch in weiter Ferne das Licht der Sonne wieder hoffen.

Seit dem Ende Dezember 1879 erfolgten Tod des Professors Messmer zeichnete Friedrich als verantwortlicher *Schriftleiter* des „*Deutschen Merkur*“. Die letzte Jahresnummer brachte eine scharf zugespitzte Bezugseinladung, in der von dem unfehlbaren Papsttum als der Häresie der Menschenvergötterung und von einem Kampf des Papsttums gegen Christentum und Staat gesprochen wurde. Das gab dem Abgeordneten Dr. Daller Gelegenheit, in der bayrischen Abgeordnetenkammer gegen Friedrich Sturm zu laufen und gleichzeitig gegen sein ferneres Verweilen in der katholisch-theologischen Fakultät in München Protest zu erheben. Es knüpfte sich daran eine lebhafte Debatte über den Altkatholizismus im allgemeinen und die Person Friedrichs im besondern, in deren Verlaufe die Abgeordneten Völk und Hahn den Manneseigenschaften Friedrichs im Gegensatz zu der Schwäche anderer, die früher genau so dachten wie er, das rühmlichste Zeugnis ausstellten. Freilich die Ausschliessung Friedrichs aus der theologischen Fakultät konnten auch sie nicht verhindern.

Die beste Charakteristik der Bedeutung Friedrichs dürfte aber wohl Otto Rist, der Vorstand der Gemeinde Kempten, ge-

funden haben, da er anlässlich der Anwesenheit Friedrichs bei der Firmung im Jahre 1882 die Gefühle der Allgemeinheit also zum Ausdruck brachte: „Wir schulden Dank unserem hochgeehrten Professor Friedrich, der unter den unserer Bewegung so ungünstigen Verhältnissen unseres engeren Vaterlandes stets und unentwegt für unsere Sache eintrat, der so recht das Vermittlungsglied zwischen Wissenschaft und Gemeindeleben ist und speziell uns Kemptenern seit dem ersten Tage unserer Gemeinde alles tat, wenn es galt, hilfreich beizuspringen oder durch seine zündenden Reden zu begeistern.“

Die Versetzung Friedrichs von der (römisch-) theologischen in die philosophische Fakultät im Mai 1882, die nach den heutigen Begriffen eigentlich erwartet werden musste, wurde von den Altkatholiken jener Tage, die sich das Heil von ihrer staatlichen Anerkennung als *die* offiziellen Katholiken versprochen, als ein Posten auf dem Verlust-Konto gebucht. Wer von Anfang der altkatholischen Bewegung geglaubt hatte, sie würde sich gegen die römische Richtung durchsetzen und an ihre Stelle in Deutschland treten können, musste natürlich solche Ereignisse ebenso wie das wirkliche Zahlenverhältnis zwischen Rom- und Altkatholiken schmerzlich empfinden. Wiederholt nahm Friedrich Gelegenheit, die Gründe hierfür in Vorträgen zu erörtern, aber nicht etwa bloss, um die geschichtliche Tatsache zu erklären, sondern um gleichzeitig die Entmutigten aufzurichten, die Getreuen zusammenzuhalten, das altkatholische Bekenntnisbewusstsein und Ehrgefühl zu stärken. Für alle Zeiten verdient das beherzigenswerte Wort Friedrichs, das er bei der Firmungsfeier zu München im Jahre 1882 sprach, festgehalten zu werden: „Die Wahrheit unterliegt nicht, wenn wir, die Träger der Wahrheit, nicht selbst uns aufgeben. Solange es mutige Vertreter der Wahrheit gibt, solange wird sie auch fortbestehen.“

Solche Worte waren besonders notwendig in den Tagen, da die Münchener Gemeinde (1882) aus der Gasteigkirche vertrieben wurde und ein halbes Jahr hindurch obdachlos war. Was die Gemeinde in diesem Jahre litt und mit ihr ihr geistiger Führer Friedrich, das auszuführen überschreitet den Rahmen dieser Darstellung; aber aus der Festpredigt, die niemand anders als Friedrich am Weihnachtstage 1882 in dem notdürftig zur Kirche eingerichteten Wagnmüllerschen Atelier hielt, klingt die helle Freude wieder, nunmehr aufs neue das feiern zu können,

was der Mittelpunkt des christ-katholischen Gemeindelebens, was des Priesters Sehnsucht sein muss: das heilige Messopfer, das heilige Abendmahl.

Das folgende Jahr 1883 warf Friedrich auf das *Krankenlager*, aber er rang sich durch und konnte im Mai des Jahres schon eine Vertretung der Münchener Gemeinde empfangen, welche „ihrem Kampfgenossen“ eine künstlerisch ausgestattete Adresse aus Freude über seine Genesung überreichte. Nachdem er in Kufstein sich von den Nachwehen völlig erholt hatte, sprach er erstmals wieder im Juli anlässlich der Firmung in öffentlicher Versammlung. Die Erkrankung Friedrichs war eine Krisis, ohne Zweifel auch eine seelische. Die langen schlaflosen Nächte, die Einsamkeit, das Sichstillehaltenmüssen zwingen den Menschen zu innerer Einkehr. Wer nur aus dem Geiste der Verneinung heraus, nur um des Kampfes willen sich auf den Fels einer religiösen Sonderanschauung inzwischen der stürmenden Brandung stellt, den wird in den Stunden des Alleinseins und der Todesahnung die Angst überkommen. Der andere wird neugekräftigt hervorgehen. So ging es Friedrich. Die Rede, die er bei der Münchener Firmung 1885 gehalten, ist ein Zeugnis dafür, dass er in den Stunden seiner Krankheit sich mit den Zielen und erreichbaren Erfolgen der altkatholischen Bewegung auseinandergesetzt hatte. Und was er spricht, ist geschaut nicht von dem niederen Turm eines Dorfkirchleins, sondern von einem Berge, gleich jenem, auf dem Moses in das gelobte Land schaute. Ganz mit Recht sagt er: „Wenn wir uns nach unsern Erfolgen umsehen, dürfen wir dazu auch rechnen, dass sich die römische Kirche selbst in manchem gebessert hat, insbesondere darin, dass sie in der Vergottung des Papsttums zurückhaltender geworden ist. Das wäre ohne unser Auftreten nicht geschehen. Wenn wir aber von unserer Hoffnung sprechen, so dürfen wir nicht vergessen, dass das deutsche Volk im Kern ein innerliches und tief religiöses ist. Heutzutage freilich, fährt er fort, ist es nicht so, Aberglaube herrscht auf der einen, Indifferentismus auf der andern Seite. Doch es wird die Stunde kommen, da man von uns sagen wird: „Die haben vorbereitet, die waren die Leute gewesen, die damals das Rechte verfolgt haben“, darum könne unser Gebot der Gegenwart nur lauten: „Halten Sie aus, bleiben Sie standhaft! Mit Gottes Hilfe werden wir vorwärtsschreiten“.

In den folgenden Jahren bis 1890 tritt Friedrich weniger in der Öffentlichkeit hervor, er arbeitet an seinen geschichtlichen Werken. Am 13. Januar des Jahres muss er als Priester seinem Freund und Lehrer Döllinger den letzten Liebesdienst erweisen, nachdem er dem Sterbenden noch die hl. Ölung gespendet hat — die Einsegnung in die Ruhestätte des südlichen Friedhofes. Die Rede, die Friedrich damals gehalten¹⁾, zeugt, wie nicht anders zu erwarten, von überaus grosser Liebe und Verehrung zu seinem Meister und ist, was bei der Erinnerung, die die beiden Männer miteinander und mit der Gegenwartsgeschichte verknüpfte, nicht leicht fallen konnte, das Vorbild einer taktvollen Gedächtnisansprache angesichts der Majestät des Todes. Auch in der Versammlung des altkatholischen bayerischen Landesvereins widmete Friedrich dem Entschlafenen einen weihevollen Nachruf.

Der Tod Döllingers und dessen Verharren in der erkannten Wahrheit scheint in Friedrich aufs neue die Verpflichtung gefestigt zu haben, der altkatholischen Bewegung ein getreuer Eckart bleiben zu müssen. Öfter wie sonst spricht er wieder in den Gemeindeversammlungen, leitet sie als Vorsitzender und nimmt er zu wichtigen Fragen Stellung. Ja nach längerer Pause entschliesst er sich sogar wieder einmal zur Teilnahme an einem Altkatholiken-Kongress. Es war im Jahre 1892, da er in Luzern auftrat und den Antrag der Berner theologischen Fakultät begründete, der also lautete: „Der Altkatholizismus (die altkatholische Reformbewegung) ist kein blosser Protest gegen die neuen Dogmen des Vatikans und speziell gegen die päpstliche Unfehlbarkeit, sondern er ist die Rückkehr zu dem wahren Katholizismus der alten, einen und ungeteilten Kirche hinweg über die Verderbnis des papistisch-jesuitischen Kirchentums und ein Mahnruf an alle christlichen Gemeinschaften zur Vereinigung auf alchristlicher Grundlage“. Und als Mann, der nie bei der Theorie stehen blieb, stellte er den Unterantrag: „Die Delegiertenversammlung richtet an die Hochwürdigsten Herren Bischöfe von Deutschland, Holland und der Schweiz das Ersuchen, mit den übrigen befreundeten Kirchen in Verhandlung über die Wiedervereinigung eintreten zu wollen.“

Die Haltung Friedrichs auf dem Kölner Kongress (1872) und dem Luzerner (1892) kennzeichnet auch eine gewisse Wand-

¹⁾ Im Wortlaut: „Deutscher Merkur“ 1890, Nr. 3.

lung in seinen Anschauungen. Dort der jugendlich streitbare Kämpfer, der sich gegen die Wahl in die sogenannte Unions-Kommission zwar nicht wehren wollte, der aber die erste Aufgabe des Altkatholizismus in der Bekämpfung des Ultramontanismus in Deutschland sah, heute der erfahrene 56jährige Mann, der erkennt, dass Aufbauen wichtiger ist als Niederreißen und dass das neue Haus schon gefestigt stehen soll, wenn das alte stürzt. Freilich, wenn jemand glauben wollte, Friedrich hätte den in seinen Augen unkatholischen Gang der Ereignisse in Rom stillschweigend betrachten können, der hätte sich geirrt. Seine Rede auf der zweiten öffentlichen Versammlung über den Kirchenstaat und die Versuche, ihn wiederherzustellen, gehörte zu den glänzendsten und volkstümlichsten der Tagung, und eine andere in engerem Kreise über die Kämpfe in Bayern bekundete, dass er sich noch nicht hatte entschliessen können, die Streitaxt zu begraben.

Nach seiner Rückkehr führte Friedrich seine Kongressgedanken den Münchenern, die an der Veranstaltung nicht teilgenommen hatten, aus. Wie schon in Luzern befürwortete er auch in München aufs neue den Gebrauch der Landessprache beim Gottesdienste, und er hatte die Genugtuung, nachdem Bischof Herzog vorher schon gelegentlich eines Besuches den Münchenern die Schönheit des deutschen Gemeindegottesdienstes im Vorbilde gezeigt hatte, am 11. Dezember 1892 eine Gemeindeversammlung zu leiten, welche den Antrag auf Einführung der deutschen Sprache beim Gottesdienst einstimmig annahm.

Als einen Nachhall seiner Luzerner Reden über die Unionsbestrebungen, den Lieblingsgedanken seines Meisters Döllinger, mag man seinen Münchener Vortrag vom 2. Februar 1895 „über die römischen Hoffnungen auf eine Wiedervereinigung der christlichen Kirchen“ betrachten.

Immer näher rückt der 60. Geburtstag Friedrichs, und doch begegnet man den Spuren seiner priesterlichen und volkstümlichen Tätigkeit. Noch 1895 erteilte er in München neben den zwei andern Geistlichen Religionsunterricht, hielt Neupriestern (Küppers und Herberz) die Primizpredigt und assistierte nach altem, schönem katholischem Brauche im Silberhaar dem jungen Amtsbruder beim ersten hl. Messopfer.

Männer, die solche Opfer für eine geistige Bewegung gebracht haben wie Friedrich, mag man wohl zum 60. Geburts-

tage ehren. Aber der 5. Mai 1896 ging vorüber, lautlos, als wäre er ein Tag wie andere gewesen, und als ein Monat darauf die Vertretung des bayerischen altkatholischen Landesvereins in Feststimmung anrückte, da dankte Friedrich von Herzen für den guten Willen, musste aber, indes das heitere Lächeln um seine Lippen spielte, den Glückwünschenden eröffnen, dass sie um einen Monat zu spät daran waren¹⁾. Das „Altkatholische Volksblatt“ brachte einen Rückblick auf Friedrichs Leben und Werke, aber der „Deutsche Merkur“, der damals in München erschien, überging den Tag völlig. Das war aber nicht die Schuld des als Schriftleiter zeichnenden Pfarrers Gatzmeier, sondern das lag bei Friedrich selbst, der ja, wie Eingeweihte wussten, der eigentliche Herausgeber des Merkur war. Er wollte eben in seiner Bescheidenheit nicht, dass aus diesem Tage Wesens gemacht wurde.

In den folgenden Jahren bewegt sich Friedrichs Auftreten in einfachen Bahnen. Wenn der Bischof kommt, ist er zur Stelle und lässt sich beim Festmahle oder auf dem Familienabend vernehmen. Im übrigen hält er durchschnittlich alle Jahre seinen Vortrag in der Gemeinde. Hat er auch manchmal seine Zuhörer in die geschichtliche Vergangenheit geführt, am liebsten beschäftigte sich seine lebhaftige Natur mit den Zeitereignissen. Das bewies er neuerdings in seinem Vortrage am 16. November 1902 über den „Religiösen Katholizismus und die Modernistenbewegung“. Er kam zu dem Schlussergebnis: Innerhalb der jetzigen römischen Kirche sind durchgreifende Reformen ausgeschlossen.

Auf dem Gemeindeabend anlässlich der Firmung im Jahre 1903 am 18. Juni fühlte sich der nunmehr 67jährige verpflichtet, das Geheimnis über die Urheberschaft der „Römischen Briefe von Konzil“²⁾ zu enthüllen. Er führte u. a. aus: „Ich war damals in Rom; es hiess daher allgemein, ich sei der Verfasser dieser Briefe, und ich wurde deswegen sogar unter Polizeiaufsicht gestellt. Nachdem von allen Beteiligten niemand mehr am

¹⁾ Das Lexikon für Theologie und Kirchenwesen von Holtzmann und Zöpfel, ferner Kürschner und der Universitätskalender gaben alle irrtümlich den 5. Juni als Geburtstag an, darum ist auch im „Altkatholischen Volksblatt“ 1896, Nr. 23, „Zu Professor Friedrichs 60. Geburtstag“ der 5. Mai statt 5. Juni zu lesen.

²⁾ Vgl. Joh. Friedrich, Meine Briefe an Döllinger aus dem Konzilsjahre 1869/70. „Internationale kirchliche Zeitschrift“, Bern 1916, S. 27 ff.

Leben ist als ich, so will ich heute bekanntgeben, wer diese Briefe geschrieben, da nach mir wohl keiner mehr in der Lage wäre, dies zu tun. Die Sache war so: Ich schrieb von Zeit zu Zeit Briefe aus Rom an Döllinger, ebenso Lord Akton. Aus diesen Briefen und aus Zeitungsartikeln, die hauptsächlich in französischen Zeitungen erschienen sind, hatte Döllinger ein ungeheures Material, und aus diesem schuf er die Briefe vom Konzil, die unter „Quirinus“ in der (Augsburger) Allgemeinen Zeitung erschienen sind Das Geheimnis wurde dadurch gewahrt, dass Döllinger nie persönlich mit der Redaktion der Allgemeinen Zeitung verkehrte. Er hatte dafür seine Mittelsperson. Das war der verstorbene Professor Johann Huber . . . Ich bin nicht derjenige, der das meiste Material geliefert hat, sondern Lord Akton, und ich kann hinzufügen, dass Lord Akton Briefe an Döllinger geschrieben hat, die als Manuskript gedruckt worden sind“¹⁾. Soweit Friedrich.

Glich diese Erklärung gewissermassen einem Abschied von dieser Welt, so war seine im gleichen Jahre noch gehaltene Ansprache auf dem ersten Vortragsabend der Münchener Altkatholischen Jungmannschaft das Aufflackern neuen Lebens. Wie freute sich der Greis, dass nunmehr doch noch die Saat aufgehen sollte, die er als nimmermüder Sämann gestreut hatte. Da tauchen vor seinem Geistesauge die Tage der Jugend auf, und das Auge blitzt wieder voll Schaffenslust. Aber er vergass nicht, was ihn bittere Erfahrung gelehrt: Kampf gegen den Ultramontanismus allein macht noch nicht religiös und stark. Darum unterstrich er als die Hauptaufgabe der altkatholischen Jungmannschaft, den religiösen Gedanken zu pflegen und damit der Jugend wieder das Ideal zu bringen.

Es ist gerade, als ob Friedrich sich am Feuer der Jungmannschaft aufs neue erwärmt hätte. Denn wer konnte es dem Achtundsechzigjährigen zutrauen, dass er noch einmal auf einem Altkatholiken-Kongress aufträte? Und doch erschien Friedrich 1904 *in Olten* und sprach mit dem alten Feuergeist über die kirchlichen und kirchenpolitischen Vorgänge seit dem altkatholischen Kongress 1892. War das Gegenwartsbild, das er zeichnen musste, auch gerade nicht erfreulich: Die Macht Roms wuchs sichtlich höher und höher. „Weder die Indifferenten

¹⁾ „Altkatholisches Volksblatt“, 1903, Nr. 26, S. 206.

noch die von innerer Reform träumenden liberalen Katholiken“, sagt er, „förderten und fördern uns, oft selbst nicht die Protestanten“ — aber das machte ihn nicht irre: „Wir zeigten“, schloss er, „damals den rechten Weg, den die Mehrheit nicht mitging, wir wollen ihn unverzagt weiter gehen, unsere Jugend heranbilden und hoffen, dass der deutsche Michel, der jetzt duselt, bald erwache und tüchtig um sich haue“.

Auf dem Kongress zu Olten zeigte sich Friedrich zum letzten Male vor der altkatholischen Gesamtvertretung. Aber an den Münchener Jungmannschaftsabenden, insbesondere an den Vorträgen, nahm er lebhaften Anteil, sei es, dass er selbst die Rede hielt, wie 1905 über „das vatikanische Konzil und seine Folgen“, 1906 über „Die Gegenreformation in Bayern“, 1907 über „Das Problem der Trennung von Staat und Kirche in geschichtlicher Bedeutung“, 1908 über „Die christliche Lehre von der Entstehung der Welt oder das Sechstageswerk“, 1909 über „Die Christuslüge von A. Drews“, 1910 über „Die jüngsten päpstlichen Erlasse Pius X.“, 1911 über „Vierzig Jahre altkatholischer Bewegung“ — oder dass er wenigstens in die Diskussion eingriff. Manche der genannten Vorträge sind später im „Deutschen Merkur“ abgedruckt worden, andere in Heftform erschienen¹⁾.

Die Münchener Jungmannschaft durfte sich des Professors Friedrich nicht nur als ihres Ehrenpräsidenten rühmen, er war ihr geistiger Mittelpunkt, aber mit gleichem Rechte darf man sagen, Friedrich gab nicht nur, er empfing auch. Der Münchener Jungmannschaft verdankte er es, dass sein Blick in die Zukunft hoffnungsvoller, dass sein Lebensabend froher wurde. Wenn er in den letzten Jahren um seines hohen Alters willen an den Versammlungen nicht mehr teilnehmen konnte, so brachte er damit förmlich ein Opfer. Seiner Freude an diesem jüngsten altkatholischen Reis gab er besonders in seiner Ansprache gelegentlich der Anwesenheit Bischof Webers zur Firmung 1905 kernfrischen Ausdruck. Und nicht etwa, dass in Friedrich der Gelehrte immer zum Worte kommen wollte, er hörte in diesem Kreise noch lieber zu als er selbst sprach. Und seine grösste

¹⁾ In der Willibrordbuchhandlung in Kempten (Bayern) sind erschienen: Die christl. Lehre vom Sechstageswerke — Die jüngsten Erlasse Pius X. — Hat der Papst ein Recht, in die Politik einzugreifen? Bemerkungen zu Granderaths Geschichte des vatikanischen Konzils und Josef Berchthold.

Freude war es, zu sehen, wenn die jungen Leute selbst sich zu Vorträgen herbeiliessen. Denn Leben war im alten wie im jungen Friedrich, und Leben wollte er um sich sehen.

Zum 70. Geburtstage hatte die Jungmannschaft für ihren Ehrenvorsitzenden eine besondere Feier geplant. Diesmal kam man nicht mehr zu spät. Der Jubelgreis erfuhr es vielmehr zu früh, und er, der nichts um seiner selbst willen, dafür aber um so mehr für die Sache getan hatte, die sein Denken und Arbeiten ein reichlich Leben ausgefüllt hatte, wollte allen Ehrungen entgehen, er vollbrachte seinen 70. Geburtstag in Lindau am Bodensee. Das war im Jahre 1906. Mit welcher Rüstigkeit, mit welcher jugendlichen Spannkraft Friedrich auch noch das Jahrzehnt zwischen 70 und 80 durchwanderte, wie gerne er im Kreise seiner jungen Freunde weilte, beweist seine Teilnahme an der Jungmannschaftsbewegung. Und erlaubte ihm auch in den allerletzten Jahren die Beschwerde des Alters nicht mehr, zu den Vortragsabenden zu kommen, ein eifriger *Besucher des Gottesdienstes* blieb Friedrich bis zuletzt. Obwohl er selbst keine Seelsorge mehr ausübte, feierte er sein Ostern mit einer stillen hl. Messe und bekundete auch hierin, dass er ein Mann des Volkes und des Altars war, der seinen Glaubensgenossen nicht bloss mit Worten sondern in der Tat voranleuchten wollte im religiösen Gemeindeleben.

Am 19. August 1917 ist Friedrich im 82. Lebensjahr entschlafen und am 21. August im Schwabinger Friedhof in München zur letzten Ruhe gebettet worden. In seiner Ansprache führte der geistliche Rat Gatzemeier aus, dass Friedrich als Sohn eines Lehrers am 5. Mai 1836 zu Poxdorf in Oberfranken geboren wurde. 55 Jahre gehörte er dem Lehrkörper der Universität München, fast fünf Jahrzehnte der kgl. Akademie der Wissenschaften an. Ihr Grundsatz: „Vitam impendere vero, sein Leben der Wahrheit weihen“ war auch ihm Richtschnur gewesen. Viel Leid und Verunglimpfung hatte er derohalben im Leben erfahren müssen, dafür sprach an seinem Grabe der Rektor Magnifikus der Münchener Universität, Geheimrat Dr. von Göbel: „Wir verlieren an Dr. Friedrich eines der ältesten Mitglieder, das über ein halbes Jahrhundert an unserer Universität wirkte als ungemein kenntnisreicher, tiefgrabender Gelehrter und hochgeschätzter akademischer Lehrer. Wir Kollegen haben in ihm auch den Menschen verehrt, der

mit seiner liebenswürdigen Frohnatur den unerschütterlichen Mut der Überzeugungstreue vereinte.“ — Wie sehr aber Friedrich über das Grab hinaus seine Liebe zum Altkatholizismus bekennen wollte, das beweist seine letztwillige Verfügung, nach der der Bayerische Altkatholische Landesverein in München sein Erbe sein sollte. Es ist dem Verein zur Auflage gemacht, das Erbvermögen jeweils und zwar in erster Reihe für Zwecke der altkatholischen Gemeinde München, aber auch anderer Gemeinden nach bestem Ermessen des jeweiligen Vorstandes des Landesvereins zu verwenden. Die genaueren Bestimmungen der letzten Willenskundgebung, insbesondere hinsichtlich des handschriftlichen Nachlasses und der Bücherei sind in Nr. 1 des „Altkatholischen Volksblattes“ 1918 aufgeführt.

Überzeugungstreue! Das Wort steht am Anfang des Lebensabschnittes Professors Friedrich, der ihn in Widerstreit mit Rom brachte. Den Mut der Überzeugungstreue rühmte ihm der Rektor Magnifikus über das Grab noch nach. Heitere und stürmische Tage sah er im Leben, und oft war's, als ob die Sonne der Wahrheit nimmer zum Durchbruch kommen wollte. Und doch war er es, der seinen Freunden das Wort hinterlassen: „Die Wahrheit unterliegt nicht, wenn wir, die Träger der Wahrheit, nicht selbst uns aufgeben.“

Kempton (Allgäu).

FRIEDRICH HACKER.